

Weihnachtsbräuche.

Von Dr. G. Fehle.)

An Weihnachten treten die nicht christlichen Glaubensbrüder unseres Volkes heute nicht mehr stark hervor. Man findet sie aber doch noch mehrfach. Auf verschiedene Weise kann man die Zukunft erforschen: man läßt Wasser gefrieren und ersieht aus den Bildgestalten kommende Ereignisse, besonders den zukünftigen Gatten. Oder man geht in der Christnacht vor fremde Häuser und horcht an den Fenstern. Dabei denkt man sich einen Wunsch. Hört man von drinnen zuerst ein Ja, dann geht er in Erfüllung; bei einem Nein nicht. Aus dem Weihnachtswetter kann man auf die Bitterung des ganzen Jahres schließen. Ein Kirschbaumzweig, der an Weihnachten ins Wasser gesteckt wird und an Neujahr blüht, zeigt für das kommende Jahr gutes Wetter an. Man kann ihn auch an Nikolaus- oder Barbaratag ins Wasser stecken. Er muß dann an Weihnachten blühen, um gutes Wetter in Aussicht zu stellen. In Thüringen zieht man Stroh aus dem Dache eines ererbten Hauses; findet man dabei noch Körner, so hat man im kommenden Jahr Glück. Mädchen lehren am Weihnachtsabend die Stube aus, tragen den Rehrich in den Hof und warten, darauf sitzend, bis der erste Hahn kräht. Woher er kräht, daher kommt der zukünftige Schatz.

Solcher Aberglaube ist nicht willkürlich erfundener Hokusfokus, sondern sehr bisweilen eine ganze Kette der Entwicklung des Volksglaubens voraus. Man glaubt z. B., daß geisterhafte Wesen am Boden und in den Ecken sitzen und mit dem Rehrich hinausgeschickt werden können. Seht man sich auf den Rehrich, so ist man in enger Verbindung mit ihnen und kann von ihnen die Zukunft erfahren. Dieser Brauch ist in der eben genannten Zukunftserforschung verbunden mit dem Glauben an die prophetische Gabe des Hahnes. Wie er den Tag verkündigt und das Licht bringt, kann er auch die Zukunft zeigen.

Der Mittelpunkt der Weihnachtsfeier ist der Christbaum oder Weihnachtsbaum. Er ist ebenso weit bekannt wie die Bescherung, ja Weihnachten ist für sehr viele Deutsche ohne einen Christbaum gar nicht denkbar. Und doch ist der lichterbesäumte Baum noch ziemlich jung, alt aber seine Vorläufer. Im Jahre 1494 schreibt Sebastian Brant in seinem Narrenschiff:

Und wer nit etwas neues hat
 und umb das new jor sungen got
 und ghen tann rizf stedi in syn huf,
 der mecht, er lebt dos jar nit uf.

Damit haben wir einen wertvollen alten Beleg für den durch mehrere Jahrhunderte bezeugten und heute noch üblichen Brauch, grüne Zweige ins Haus zu hängen oder aufzustellen. Dies sind entweder Zweige von Kadelbäumen, Buchbaum, Rosmarin, Stechpalme oder von Kirsch, Weichsel- und anderen Laubbäumen oder Blumen. Sind sie nicht immergrün, so steckt man sie einige Zeit vor Weihnachten ins Wasser und stellt sie in die warme Stube, damit sie bis zum Fest Knospen, Blätter oder Blüten treiben.

Hier sind zwei Anschauungen ineinander übergegangen: man glaube in Deutschland, daß mit Beginn eines neuen Jahres auch die Natur anfangs neu zu erwachen und erzähle sich allerlei Wunderdinge von Bäumen, besonders Kirschbäumen, die an Weihnachten blühen. Das war in den Augen der Christen eine Verherrlichung des Christkinds durch die Natur und wurde in der Literatur viel behandelt und in Verbindung gebracht mit dem Baum der Erkenntnis im Paradies und durch ihn mit dem Kreuz Christi. Mit diesem Glauben verband man den Brauch, Kirsch-

baumzweige vor oder an Weihnachten ins Wasser zu stellen. Nebenher ging eine andere Anschauung. Den Pflanzen, die sogar im Winter grünen, und denen, die im Frühjahr zuerst Knospen und Blüten treiben, schreibt man ganz besondere Lebenskraft zu. Diese gilt es sich nutzbar zu machen. Wenn man die Pflanzen im Haus aufstellt oder Menschen, Tiere und Bäume damit berührt, so glaubt man, daß ihre starke Lebenskraft auf die Verführten oder überhaupt die Umgebung übergehen, Hebel abwehren und Segen spenden könne. Die Zweige werden deshalb an der Haus- oder Stalltür angebracht oder im Stall, in der Wohnstube, im Speicher, wo sie meist gegen Feuergefahr schützen. Man pflanzte in der Wissenschaft einen solchen Zweig Lebenskrute zu nennen. . . .

Der Ursprung des heute üblichen Weihnachtsbaums scheint im Elsaß oder überhaupt im alemannischen Gebiet am Oberrhein etwa zwischen Basel und Straßburg zu sein. Von hier aus sollte er sich über ganz Deutschland und die Welt verbreiten. Zunächst wird der Weihnachtsbaum an einigen Orten Süd- und Norddeutschlands erwähnt. Aber weder Name noch Aussehen ist einheitlich. Er heißt bald Weihnachtsbaum, dann Christbaum, Lebensbaum oder wird sonst gekennzeichnet. Oft ist er ein Tannenbaum, anderswo, wie in Westfalen, eine Stechpalme oder ein Wacholderbäumchen oder eine Birke, ein Kirschbäumchen oder sonst ein Laubbaum, den man öfters schon einige Monate vor Weihnachten in einen Topf setzte und ins Zimmer stellte und auf Weihnachten zum Wähen brachte. In Ostfriesland hatte man bis vor kurzem kein Bäumchen, sondern ein Gestell, an dem Laub, Zucker und etwas Schick angebracht war. Dies war am Fenster aufgestellt, wo das Christkind in der Silvester nacht Geschenke für die Kinder hinlegte. Zwischenstelt der Weihnachtsbaum neben den blühenden Laubbäumchen.

Erst Ende des 18. Jahrhunderts, z. B. 1755 in Straßburg, finden wir den Weihnachtsbaum mit Lichtern. Lichter brannte man an Weihnachten auch ohne neben dem Baum, so am Martinstag. Wie dort werden sie hier zunächst die bösen Geister vertreiben sollen. Licht und Leben sind schon früh einander gleichgesetzt. Dem Licht schreibt man allgemein segenspendende Wirkung zu. Die Weihnachtsfeier, Lichter anzusteden, war zuerst ein selbständiger Gebrauchsbrauch und ist Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Baum verbunden. Weihnachtsbaum und Lichterglanz sind jetzt für uns unzerrennliche Vorstellungen.

Goethe lernte den Weihnachtsbaum in Leipzig kennen. Bei ihm und Schiller war er noch eine Seltenheit, die beide Dichter im Elternhause nicht kannten. J. P. Hebel verherrlichte ihn in seinen alemannischen Gedichten. Ueberhaupt wurde er am Anfang des 19. Jahrhunderts öfters in der Literatur erwähnt und fand in der Stadt immer mehr Eingang. In und nach den napoleonischen Kriegen brachten ihn bei den großen Umwälzungen deutsche Offiziere und Beamtenfamilien ins Ausland, fremde Soldaten lernten ihn bei uns kennen. Die Franzosen sahen ihn 1870 wie jetzt wieder bei unseren Soldaten. Ueberhaupt kam der Weihnachtsbaum von Deutschland aus ins Ausland. Heute fehlt er wohl in keinem Erdteil mehr. . . .

Einen solch herrlichen Siegeslauf durch die Welt hat sonst kein heidnischer Volksbrauch aufzuweisen. . . .

Kleines Feuilleton.

Ein Propaganda-Film.

Im Auftrage der Kommandantur von Berlin hat der Dr. Richard Otto Frankfurter einen Film verfaßt. Im Union-Theater am Kurfürstendamm ist diese wirtschafts-statische Komposition, die dazu dienen soll, in augensichtlicher Form für die Leistungsfähigkeit Deutschlands Zeugnis abzulegen, zum erstenmal gezeigt worden. Um die eigentliche Wahrheit, die Vorführung unseres ungehörten Straßleben, unserer Markthallen und Nahrungsmittelbetriebe,

Rathgeber, daß dem Knaben die Tränen flossen. Franziska von Hohenheim getraute sich nicht näher, sie hielt ihr feinseliges Taschentüchlein untätig in der Hand und wartete, bis ihres Gebieters wohlvorbereitete Rede gemunden zu Ende kam.

„Wir haben uns also auf unsere göttliche Sendung besonnen und uns bemüht, sie nicht zuletzt zum eigenen Besten des Frevelers, um seiner Untastung fast aller geträumter Götter auf diesem Erdboden ein Ende zu machen und von der Erväkung ausgehend, daß es ihm bei uns noch sicherlich am gefindesten ergebe, infolge unserer aufklärten Denkwiese — ihn auf dem Hohen-Neberg in sehr enge Verwahrung zu nehmen und ihn dort die Enthaltbarkeit von seinen Västen zu lehren, damit er unschädlich sei und in sich gehe und geistig gesunde, zum Lobe des Schöpfers, den er so hintangefetzt, gar nicht zu reden von dem, was er uns von Gottes Gnaden gesalbt und zur Herrschaft Erwählten angetan hat. . . .“

Karl Eugen holte Luft und hob die Stimme. „Doch wir sind Mensch! Das heißt, daß auch wir als Landesherren nicht immer frei von Sünden waren, was wir hiermit ausdrücklich und freimütig bekennen, was die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen ist und die besondere Pflicht eines Herrn dieser Erde! Darum haben wir dieses Kindes sündigen Vater nicht weilnlicher gestraft, sondern ihm bloß die Freiheit und das Licht genommen, festen Glaubens, daß auch er zu bessern sei. Es wäre auch nicht väterlich und unser unwürdig, wollten wir des Vaters Sünden an den unschuldigen Kindern oder an der schwer gebeugten Gattin strafen. Wir haben drum verfügt, daß des Verbrechers Ehegattin eine Jahrespension erhalte und die Kinder in die Akademie unentgeltlich aufgenommen werden, um sie zu tüchtigen Menschen und Untertanen zu erziehen! Des Frevelers Tochter wird also von der Dame behütet, die er am frechtsten beschimpfte, und ich werde seinem Sohne ein echter Vater sein. . . .“

Karl Eugens Stimme dröhnte an die kalten, leblosen Wände. „Und so verbiete ich jedem, der mir dadurch zu schmeicheln vermeinet, dem Sohne seines Vaters Sünde und Freveltat vorzuhalten! — Herr von Seeger, hier übergebe ich ihm Seinen neuen Schützling!“ Mit großartigem Armschwung schob er das Büblein von sich.

Franziska von Hohenheim kniete vor dem schluchzenden Knaben und wusch ihm die Tränen ab. „Bist noch alles gut worden, Büblein,“ tröstete sie gütig und umfing das Kind mit den weißen Armen, deren Handgelenke schwarze Tambänder mit blühenden Brillanten umschloffen, „ich hab' deinem Herrn Vater versprochen, daß ich zu dir lieb sein wollte. Der Herr Herzog ist ein guter Herr; er forget für uns alle; er wird's für dich und die Mutter und die Schwester auch tun.“

unserer großen Restaurants, unserer Fabriken, unserer Werften, unserer Häfen, unserer Unterjochboote gefällig einzukleiden, würde eine Fabel im Eise Jules Vernes erkunden.

Es mag sein, daß solcher Trübsinn den Instanzen des größeren Publikums entgegenkommt; unbedingt notwendig wäre es nicht gewesen, die interessanten Vorgänge, der Auftrieb von Schweinen, die Herstellung von Granaten, das Fertigmachen eines Torpedos, in die romantische Erdempörung dreier Marsbewohner einzuspinnen. Die Wucht der wiedergegebenen Tatsachen konnte jedenfalls nur gewinnen, wenn das belletristische Heuwerk beschnitten werden würde. Dazu die Sentimentalität zeigen, wenn so gewaltige Wirklichkeit zu zeigen ist?

Wie kompliziert, wie phantastisch, wie dämonisch ist doch solch ein Gwätz von Räubern, von Dampf und Feuer! Die Schwärze des Vultans ist eine Spitzenstudie, gemein an den Verhältnissen von Krupp oder denen der A. G. G. Es ist sehr nützlich, daß die bürgerlichen Kreise, die von diesen Industriefaktoren nur selten eine klare Vorstellung haben, derartige Einmal zu sehen bekommen. Heldenlieder der Technik, der Organisation, der rechnenden Vernunft und des zivilisierten Möllens.

Eines freilich muß den fühlenden Zuschauer tief ergreifen: Ist es sinnvoll, daß solche Fälle der menschlichen Leistung, solche gigantischen Anstrengungen, soviel Energie und soviel arbeitame Tugend aufgewandt werden, um den Krieg zu betreiben? Dieser Film, der eine Apotheose deutscher Leistungsfähigkeit ist und der zu seinem bescheidenen Teil ein Mittel unser unbeglücktem Kriegführung sein soll, kann eine sehr ernste Predigt gegen die Herabwürdigung von Menschenleben und Kultur werden. R. Br.

„Dazu hat Buchholz kein Geld“.

Wenn jemand an uns mit der Anforderung herantritt, eine an sich wohl ganz nützliche, aber doch entbehrliche oder mindestens aufschiebende Ausgabe zu machen, so pflegen wir ihm wohl überhäufig zu erwidern: „Dazu hat Buchholz kein Geld.“ Der Urheber des in Rede stehenden gefälligen Wortes ist sein anderer als Friedrich II. und dieser hat das Wort, das seitdem unbergessen blieb, zum erstenmal vor 100 Jahren gebraucht. Ende Dezember des Jahres 1766 reichte das preussische Ministerium dem Könige einen Antrag ein, in dem zu einer notwendigen Reparatur der Langen Brücke in Berlin, der jetzigen Kurfürsten-Brücke, 1082 Taler, 17 Groschen und 3 Pfennig gefordert wurden und die Bitte hinzugefügt wurde, diese Summe auf die Hofstaatskasse anzuweisen. Der Antrag kam aber aus dem Kabinett zurück, und zwar mit dem einsachen Vermerk von des Königs Hand: „Dazu hat Buchholz kein Geld.“ Die Minister begriffen wohl, daß das ein „nein“ war. Da ihrer Ansicht nach aber der Zustand der Brücke gefährlich war, so machten sie eine zweite Eingabe, die indessen kein besseres Schicksal hatte, als die erste; denn auch sie kam mit dem Vermerk zurück: „Dazu hat Buchholz kein Geld.“ Das machte in Berlin einen solchen Eindruck, daß man hier von nun ab, wenn man eine Ausgabe aufschreiben wollte oder mußte, sich und andere damit tröstete: „Dazu hat Buchholz kein Geld.“ Von Berlin aus verbreitete sich dann dieses Wort über ganz Deutschland. Das preussische Ministerium ließ übrigens die in Betracht kommende Berliner Brücke doch in Stand setzen, erhielt aber dafür noch einen königlichen Verweis, indem der Monarch schrieb: „Ich habe die Brücke passiert und außer dem Geländer nichts Schadhafte an ihr wahrnehmen können, auch sie ist ja von Stein und massiv gebaut.“ Wirklich mußte die Dringlichkeit der Reparatur noch einmal nachgewiesen werden, ehe der Zahlungsbefehl erfolgte. Der hier genannte Buchholz, dessen Name durch die Redensart unsterblich geworden ist, war der Schatzmeister des Königs, der Kriegs- und Domänenrat August Buchholz, der im Jahre 1798 in Berlin gestorben ist.

Notizen.

— Theater. Das Lustspielhaus beginnt in den Feiertagen nachmittags um 8 Uhr, abends um 7 1/2 Uhr.

— Der Berliner Volks-Chor veranstaltet am 25. Dezember (1. Feiertag), nachmittags 4 Uhr, im „Deutschen Hof“, Ludauer Straße, eine Weihnachtsfeier, bei der Kinderaufführungen, Weihnachtslieder, Szenen aus „Hänsel und Gretel“ geboten werden. Eintritt für Erwachsene 20 Pf., für Kinder 10 Pf.

Uns Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Moles.

„Das ist der junge Schubart,“ sagte plötzlich halblaut Elwert und erschraak zu Tode, weil sein unbewußtes Wort in der stockgeborenen Stille entseßlich hallte und ihn Herr von Seeger, der gestern zum Oberstleutnant avanciert war, tiefböse und strenge ansah. Ein klammerndes Zittern lief durch die Augenlinien der Schar, dann standen die Blitze wieder Stabi-Blitz.

Karl Eugen schritt langsam näher, bis er in der Mitte der Front angekommen war. Er lästete feierlich, komödienhaft, den Hut. „Guten Morgen, meine Söhne!“ sagte er bedächtig und würdevoll. Prägend sah er die reglosen Reihen entlang. Er befahl: „Hebel, einen Achtel Schritt nach links!“ Als das geschehen war, stellte er Schubarts Sohn vor sich hin, daß dessen ängstliche Augen in die Reihen der Akademisten sahen. Die schmalen Wubenschultern dienten den herzoglichen Händen als Stütze und Rangelsstütze. „Siehe Söhne,“ begann Karl Eugen im Predigerton und sah mit tiefem Ernst die strammen Glieder seiner zukünftigen Diener entlang, „ich hoffe, daß ihr es alle am eigenen Leibe erfahren habet, daß ich ein wahrer Fürst und Vater meines Volkes sei. Ihr seid mir hier in meiner Akademie, die in wenigen Tagen des Kaisers Majestät auszeichnen wird, ein Symbol fürs Land Würtemberg. In gesteigertem Maße erschert ihr meine Obhut! Meine gottausgetragenen Pflichten erfüllte ich stets über das Maß! Das kann mir eines jeden Blick und Wort bezugen. Ist's so? Hoven?“

„Ja, Herr Vater!“ würgte eine gezwungene Kehle, die vor Scham erstarb.

„Weil wir aber alle Mensch sind, das heißt, da wir alle dem vorzüglichen Grad der Vollendung nur in die Nähe kommen können und ihn nie erreichen werden, so ist es unsere erste Pflicht, wenigstens der Vollendung näher zu streben! Es ist freventliche Wissetat, wenn wir dies gottgefällige Streben leichten Sinnes unterlassen, wenn wir unsere guten Gaben in Schmutz verwandeln und böses Beispiel geben. Solches hat, bis in die jüngste Zeit dieses Knaben Vater, mein ehemaliger Organist Christian Daniel Schubart, in unflätiger und himmelanstößender Weise getan. Er hat seine im Grunde nicht üblen Gaben dazu zu verwenden gewagt, unsere geheiligte Person anzutasten und zum Gespött Ehrfurcht- und Gehorjamloser gemacht, was ihm enden mußte, da er sich über Angelegenheiten zu urteilen vermah, die seinen Untertanenverständnis weit überliegen. Die böse Sinnlichkeit, die Fleischeslust, war sein schlimmster Feind.“ — Karl Eugen schlug im Feuer der Rede so heftig auf sein Menschensei-

„Herr von Seeger,“ sagte Karl Eugen, der gern den Schein erweckte, als spräche er ohne Vorbereitung, „geh' Er sofort in Seine Kanzlei und schreib' Er meine Rede aus dem Gedächtnis nieder; die besten Einsätze gebiert der Augenblick. Sie ist nicht übel und soll als gnädiges Reskript, vom Abel ausgearbeitet, an meinen fünfzigsten Geburtstag, der leider bald nahe, von den Kanzeln herab im Lande verkündigt werden, als Dokument meines väterlichen Sorgens. Meine Regentpflichten sind drin enthalten; was von den Pflichten der Untertanen, der Notäre (Bürgerstand) und Ganaille, zu sagen ist, werde ich noch nachdrücklich hineinschreiben!“ Karl Eugen nickte zufrieden, weil er Seegers untertänige Bewunderung sah; er gab sich nun legers (ungezwungen): „Man lasse die Purtsche zu Tisch marschieren; sie werden Hunger haben!“

„. . . Im taktmäßigen Schleifen der marschierenden Füße, sagte Scharffenstein mit heiserer Stimme, die um Klarheit rang: „Was sagest du, Schiller?“ Keine Antwort kam. „Meinet er es gut mit Schubart?“ Keine Antwort kam. „Sag, Sattler!“

Das Feuer der einseitigen Anschauung war in Schillers Augen ausgegangen und quainte nur mehr schwelend. Langsam, zögernd schlich endlich die Antwort aus seinem Munde: „Es ist so schwer, gerecht zu sein, so furchtbar schwer! — Ich weiß nicht, ob er recht hat!“ sagte er heftig, als des andern Blick nicht von ihm wich. „Gott selbst weiß wohl manchmal nicht, ob das recht ist, was Er tut.“

„Schiller! Du frevelst an Gott!“ „Nein, Scharffenstein! Ich beuge mich vor ihm, aber es bereitet mir jetzt immer öfter Seelenpein! Der Geist pariert nicht wie das Herz! Man darf den Glauben nicht sezieren, will man nicht die schöne Meinung verlieren. Sieh: der Schubart setzt sich für deutsche Einfachheit und Sitte ein und sühret ein Überleben! Der Herzog fertigt ihn ein und forget für seine Kinder! Der Mensch hat zwei Jä; wir sehen zumeist nur die Massen, und das ist traurig. O, Scharffenstein, halt' du zu mir, denn ich brauch' den Glauben an die Menschheit! Ich brauch' ihn!“

Sie marschierten Hand in Hand. „Schiller!“ sagte Hoven hastig und stach eifersüchtig mit dem Kopfe zwischen die beiden. „Du mußt mir heute abend was ins Stammbuch schreiben! Was schönes! Du tust's anderen auch; ich bin Dein ältester Freund! Vergiß das nicht!“

Freiz Schiller sah und hörte nicht, er ging wie im Fieber. Gut und Böse, Wollen und Wüssen, Ideal und Wirklichkeit, sie drangen auf neue in ihm und hämmerten sein glühendes Herz.

(Fortl. folgt.)

